

Umschau

Der Mensch im Zeitalter der Technik

Die beiden Brüder Jünger haben sich einen Namen gemacht durch ihre formschönen Werke, in denen sie sich mit dem Menschen der Gegenwart auseinandersetzen. Während ihnen das Transzendente auf den ersten Blick fernliegt, suchen sie den Menschen in der durch die menschliche Tätigkeit umgestalteten und umzugestaltenden Natur. Es scheint, als ob sie beide lange Zeit ihres Denkens und Schaffens an ihn geglaubt und eine innerweltliche Perfektion für möglich gehalten hätten.

Während der ältere Jünger, Ernst (vgl. diese Zeitschrift Bd. 139 [1946] 199—220), mit kühler Schärfe Dinge und Zeiten prüft, die naturhaft notwendige Entwicklung feststellt und sie bis zu ihrem Ende begleitet, ist Friedrich Georg etwas weicher geartet. Indes ist ihm vielleicht ein noch größeres Ahnungsvermögen gegeben. Er spürt die Rätsel und Möglichkeiten der Zukunft; aber indem er noch tastet, erspürt sein geistig ihm tief verbundener Bruder klar und mit untrüglichen Blick in den Ahnungen der Zeit die Zukunft. Wenn Ernst Jünger im „Arbeiter“ sich mit ganzer Seele in die Technik einlebte — ob er sich ihr längere Zeit wirklich verschrieb, wissen wir nicht —, bleibt sein Bruder ungebundener und schwebt dichterisch in den Möglichkeiten. Dafür kann er aber wohl eine größere Bildhaftigkeit im Denken und Sprechen sein eigen nennen, obgleich auch diese Eigenschaften bei Ernst eine außerordentliche Höhe erreichen.

Friedrich Georg Jünger hat die Technik zum Gegenstand mancher Betrachtungen gewählt und ihre Fragwürdigkeiten früh erkannt. Sein Buch „Die Perfektion der Technik“ (Klostermann, Frankfurt a. M. 1946) wurde schon 1939 geschrieben und gibt in 39 geistvollen Abschnitten das Kreisen seiner tastenden Gedanken wieder. Dem Anschein nach sind es logische Darlegungen, die sich gegenseitig ergänzen und dem Leser schließlich den Eindruck des furchtbaren Raubbaus der Technik an Natur und Mensch vermitteln. Um mit der Wiedergabe des Inhalts zugleich auch die Denkweise Friedrich Georgs zu veranschaulichen, erwähnen wir die großartigen mythischen Schlußbilder des Buches. Vorbild des technischen Menschen, des homo faber, ist Prometheus. Er entwendet den Göttern das Sonnenfeuer und stellt es in den Dienst der technischen Arbeit. Diese Ver-

kehrung zieht ihm die Strafe der Götter zu. Das Feuer der menschlichen Arbeit entstammt der Schmiede des Hephaistos, der wie Wieland der Schmied hinkt. Die Techniker sind einäugig wie alle Zyklopen, sind einseitig der Erfahrung verhaftet. Diese Bilder und Symbole lassen Wert und Grenzen der Technik erkennen: Großartige Leistungen, die aber nicht eigentliche Schöpfungen, sondern nur Umbildungen sind, werden durch Raubbau an der Natur gewonnen, bis schließlich in der Atomforschung die Zerstörung zum innersten Kern vordringt. Nicht das Sein ist dem Techniker teuer. Er sieht nur die Kraft, die Energie, die Dynamik, weiß sie zu bezwingen, zu ballen, zieht den einzelnen Menschen in seinen erobernden und vergewaltigenden Dienst. Im Namen der Freiheit eines unbändigen Herrschergefühls beginnt er, zapft überall die lebendige Kraft an und endet mit einem schrankenlosen Automatismus. Die einseitige Kausalbetrachtung, die Einordnung aller Dinge in unsere Zwecke entpersönlichen den Menschen, schaffen die statistisch zu erfassenden Massen, überwinden und töten zugleich Raum und Zeit. Wo und wann wir nicht im „Betrieb“ sind, ist der Raum leer und die Zeit tot. Alles ist Funktion, und was nicht Funktion ist, existiert nicht.

Das erhoffte Paradies aber erweist sich als Utopie. Armut und Not an materiellen Gütern, die kalte Rhythmisierung des Sports statt heiterem Spiel, Unfruchtbarkeit des „richtigen“ Denkens statt Schau und Besitz der Wahrheit. Das Ende ist der Aufstand der Massen, der totale Krieg, die Dämonie der Macht. Das Sicherheitsbedürfnis der Schutzlosen ruft nach Sekurität und die Machtmaßnahmen der Sichsichernden steigert die Ohnmacht in immer neuen Spiralen desselben Circulus vitiosus.

Jüngers Gedankengänge enden ohne Lösung und Ausweg. Sie sind fast heiter wie von einem Unbeteiligten hingeschrieben. Und dennoch bewirken sie im Leser Niedergeschlagenheit und Ratlosigkeit. Es ist, als spürten wir die Stunde der Götterdämmerung.

Ganz anders ist das Buch „Der Mensch im Zeitalter der Technik“ von Friedrich Muckermann S. J. (J. Stocker, Luzern 1943, gr. 8^o 342 S.), das Vermächtnis eines Vorkämpfers der Freiheit und christlichen Menschlichkeit. Es fragt nach dem Menschen und sieht ihn als Abbild Gottes, das die göttliche Wahrheit, Güte und Schönheit suchen, sich einformen soll, um schließlich in Kraft der ihm mitgeteilten, immerfort fließenden Erlösungs-

gnade die Erde in den Schoß Gottes hinein-zutragen. Der christliche Mensch des Mittelalters baute Wahrheit, Güte und Schönheit in seine Kathedralen, in denen der Einzelne wie die Gemeinschaft in Anbetung vor Gott knieten. So soll auch der Gesamtbau der Menschheit eine einzige Kathedrale werden, in deren Mitte Gott wohnt. Was baut die Technik? Muckermann verkennt nicht, daß auch sie auf der Wahrheit fußt, das Gute will, die Schönheit ersehnt und die Herrlichkeiten der äußeren Ordnungen, der äußeren Dynamik, der Masse, der Macht feiert. Aber die Technik schaut nach unten, nach der Materie, dem Material. Die Sterne der himmlischen Wahrheit verbleichen, und die Lichter der Erde machen in ihrem grellen Licht stolz und blind und lebensmüde. Dem Sinnhaften fehlt das Ewige, und wer sich den Sinnen weihet, befindet sich auf der schwankenden Bahn des Relativen. Er sucht darum zu Millionen zu sprechen, um den Schein der Wahrheit durch Propaganda zu verstärken. Aber dennoch gibt es eine Wahrheit und eine Erlösung durch die echte Wahrheit. Der Geist schwebt weiter über den Wassern.

Die Technik will Moral, da ohne sie keine Ordnung auch im Bereich der irdischen Zwecke besteht. Aber da die Materie allein als wertvoll erscheint, wird die Seele verwüstet, das Gewissen erschlagen. Luziferischer Individualismus erhebt sich und versklavt die Schwachen. Und nun hallt durch die Welt ein einziger Schrei nach Gemeinschaft, die aber auch nur vergewaltigt. Rettung kann allein kommen durch die Freiheit, die da Bindung an die göttliche Ordnung (nicht an die Zwecke der Nützlichkeit) besagt, berufliche Freiheit, gesellschaftliche Freiheit, politische Freiheit. Wir segnen die Kirche, die, verfolgt und bedroht, den Kampf um die göttliche Freiheit, die eigene Freiheit, die menschliche Freiheit besteht. Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.

Schließlich bleibt auch das Sehnen nach Schönheit in der Technik unbefriedigt. Kunst ist geistig und freischwebend. In dem Maß, als sich der Mensch der Materie und den Zwecken verschreibt, kennt er nicht mehr das Geheimnis der Kunst. Der technische Mensch entschleiert aus Grundsatz. Wie weit dies geht, zeigt etwa die Beobachtung, daß Tanzschülerinnen, die aus Arbeiterkreisen kommen, wohl die sinnenfälligen Werte wiedergeben können, daß sich ihnen aber merklich die Glieder versagen, wenn sie Geistiges gestalten sollen.

Weiter hinaus führt der Gedanke, daß Kunst die Dynamik des Lebens bändigt, ein

vorgegebenes Ziel erfüllt, während die Technik maßlos ist und alles der Dynamik unterwerfen will. Schließlich ist das Letzte von besonderer Wichtigkeit: Ohne Religion keine Kunst. Kunst will ein heiliges Volk, die Technik kennt nur eine Welt ohne Gott: So gleicht die technische Göttin der Schönheit nicht der dem Haupte des Zeus entsprungenen Pallas Athene, die Schild und Lanze mit ruhig gesammelter Kraft trägt, sondern viel eher der Gestalt der Erynnyen, die als Furien daherstürmen und Rache schnauben.

Heilung für den Menschen im Zeitalter der Technik kann nur kommen, wenn er sich den höchsten Gütern des Wahren, Guten, Schönen in ihrer ganzen Breite öffnet und vor allem sich ihren Quellen und ihrem Ursprung in Gott zuwendet, nicht aber sich den äußersten Ausstrahlungen verkauft. Die gottgesandte und gottgeschenkte Liebe allein vermag den technischen Menschen zu erlösen und sein Hochbild wieder herzustellen, das da geformt ist nach Analogie der heiligsten Dreifaltigkeit.

Muckermanns Buch klingt aus in den heiligen Jubel: O beata Trinitas! Seine Ausführungen sind nicht wie die Jüngers von gewollter Nüchternheit getragen, hinter der sich eine abgrundtiefe Erschöpfung verbirgt, sondern von einem unüberwindlichen Optimismus, der in der Größe Gottes wurzelt. Das ist gut in einer Zeit der Verzagtheit. So mag von diesem Buch viel Mut ausgehen, daß wir es wieder auf uns nehmen, in gleicher Gesinnung wie er gegen die verzehrende Gewalt der Technik anzugehen und den Menschen wieder zu erlösen in der Kraft des auf die Erde gesandten göttlichen Geistes.

Allerdings mag es dem Leser wie ein Symbol vorkommen, daß Muckermann sein Buch in den ewigen Bergen der Schweiz schrieb und daß er in der Einsamkeit der Verbannung starb, ohne mit der ihm eigenen Tiefe und Wärme seiner niedergeschlagenen Heimat diese seine Überzeugung künden zu können. Zwar verkennt er nicht, daß auf der Erde der Paradiesesfluch des „Dornen und Disteln sollst du tragen“ liegt. Aber es scheint, als ob er es zu leicht genommen und der Kraft der ewigen Sterne einen allzu schnellen Sieg zugeträumt hätte. Das Geheimnis des Kreuzes ist doch ernster, als daß es durch die Weisheit des in Gott ruhenden Beters in der Thebais und das Licht der Ewigkeit ganz einfach gelichtet werden könnte. Es liegt über dem Buch etwas von dem Goethe der Geheimnisse. Humanus, der Heilige und Weise, der das Zeichen des Kreuzes prächtig aufgerichtet sieht, von dem

das Heil entsprungen ist, das Bild, das er mit Rosen dicht umschlingt und dessen schöner Anblick ihn erquickt, ist nicht der Mensch der Wirklichkeit. Zwar siegen die Wahrheit, die Güte und die Schönheit, aber wie durch Feuer. Es bleibt dem Menschen der Kampf zwischen Gut und Böse, und die Kraft der Idee siegt erst nach Tod und Untergang in dem dann verwandelten Universum, dem neuen Himmel und der neuen Erde.

Die Wahrheit liegt wohl zwischen Jünger und Muckermann. Es bedarf der alles Menschliche durchleuchtenden Ideen, aber ebenso der innertechnischen Maßnahmen. Sie liegen in der Beschränkung des Einflußreiches der Technik, nicht in ihrer „Perfektion“. Der Mensch muß auch eine private, der allgemeinen Nützlichkeit entzogene Sphäre der materiellen Güter haben, und wenn es nur das Haus und ein Fleckchen Garten ist.

Die heilige Schrift läßt den Menschen beten, ihm weder Armut noch Reichtum zu geben. Das ist im wörtlichen Sinn für den Anteil an den Erdengütern gemeint. Aber es ist auch berechtigt, das Wort auf den Besitz der ewigen Wahrheiten anzuwenden. Sowohl ihr Fehlen wie ihre überströmende Fülle bringt Gefahren. Die Erde ist der Platz der Mitte, wo die Himmelslichter mit der Not und Bedrängnis eine innere Verbindung eingehen und das Kreuz erhöhen, ohne ihm seine Schwere zu nehmen.

Hubert Becher S. J.

Heilung durch Edelsteine?

Der aufgeklärte Mensch des 20. Jahrhunderts mit seinem ausgeprägten Wirklichkeitssinn mag vielleicht für die Auffassung, Edelsteine als Heilmittel im medizinischen Sinne zu benützen, nur ein mitleidiges Lächeln übrighaben. Aber die Zeit ist noch gar nicht so lange vorbei, wo man diese erlauchten Geschöpfe der Erdentiefe nicht nur in der Volksheilkunde, sondern auch in der Schulmedizin als hochwertige, nicht nur äußerlich angewandte, sondern auch innerlich verabreichte Medikamente hochschätzte. Noch vor einigen Jahren hat ein englischer Arzt, W. J. Jernie, ein Werk herausgegeben „Precious Stones Curative“, in dem er auf Grund chemischer Zusammensetzung der Steine nachzuweisen sucht, daß dieser Glaube kein Aberglaube sei. Was uns heute als Kulturkiosum oder finsterner Aberglaube einer versunkenen Welt erscheint, in der alles, Leben, Krankheit, Tod, selbst die kleinsten und unbedeutendsten Alltäglichkeiten als Offenbarungen einer übersinnlichen Macht

galten, war für die Menschen früherer Zeiten eine durch Erfahrung und Wissenschaft bestätigte Tatsache. Der Grund dafür war nicht nur der Umstand, daß sich von jeher religiöse und geheimnisvolle Vorstellungen von übernatürlichen Kräften, ein ganzer Kranz von Magie, Mythen und Sagen mit den Edelsteinen verbanden, sondern vielleicht noch mehr die Auffassung, daß der Wertmesser für die Brauchbarkeit und Wirksamkeit eines Heilmittels seine Kostbarkeit und die Seltenheit seines Vorkommens seien.

Nach Plinius (Hist. nat. XXIX. 24, 28) wurden wohlfeile Medikamente von reichen Leuten geradezu mit Verachtung zurückgewiesen. Deshalb galt in der alten Welt bei den Indern, Chinesen, Griechen, Römern und Arabern das edelste aller Metalle, das Gold, als hochwertiges Heilmittel. So wird auch die medizinische Verwertung der Edelsteine — nach Paracelsus „der höchsten Subtilität der Natur“ — wegen ihrer Seltenheit, ihres märchenhaft schönen und sprühenden Lichtgefünkels, wegen des Geheimnisses ihrer Formgestaltung, ihrer Härte und nicht zuletzt ihres hohen Wertes durch alle Jahrhunderte verständlich. Wohl stand in Antike und Mittelalter die abergläubisch-talismanische Verwendung der Edelsteine, die sich auf dem astrologisch bedingten Glauben an die in der ganzen Natur herrschende Sympathie und Antipathie, „die Freundschaften und Feindschaften der stummen und unbewußten Dinge“, und an die eingravierten Zeichen aufbaute, im Vordergrund, aber nach volksmedizinischer Anschauung besaßen die Edelsteine auch an sich eine Heilkraft. In der antik-klassischen Literatur finden sich nur gelegentliche Hinweise auf die medizinische Verwendung der Edelsteine. Dioskurides Pedanius¹ aus Anazarbos in Kilikien im 1. Jahrhundert n. Chr., ein griechischer Arzt, Botaniker und Pharmakologe, verfaßte eine Heilmittellehre, die im ganzen Mittelalter und später im Abendlande und im Orient als Hauptquelle des Wissens in Botanik und Arzneimittellehre galt. Er betrachtete im 5. Buche (Kapitel 84—183) an die hundert Edelsteine und einige Naturerscheinungen, die man zu ihnen rechnete, wie Bernstein und Korallen, nach ihrem angeblichen Heilwert. So sollen nach ihm der Hämatit (Blutstein) Leber- und Blasenleiden, Schlangenbiß und Triefaugen, der Saphir,

¹ Die Arzneimittellehre des Dioskurides in 5 Büchern, übersetzt und mit Erklärungen versehen von J. Berendes, Stuttgart 1912.